Der verschollene Sohn

Roman von

M. Betzhold

(7. Fortsetzung.)

„Da haben Sie die erste Nachricht, Elfriede", sagte sie; „lesen Sie selbst den Brief, es steht nichts darin, was Sie nicht wissen dürften."

Elfriede entfaltete das Schreiben mit wachsendem Erstaunen, schon die Länge desselben mußte ihr beweisen, daß es wichtige Mittheilungen enthielt.

Mit fliegender Hast glitt ihr Blick über die Zeilen, das Blut wich aus ihren Wangen und das Papier knisterte in den zitternden Händen.

„Das wollte ich nicht", sagte sie mit bebender Stimme, während sie den Brief wieder zusammenfaltete, und doch strahlte dabei das Glück aus ihren schönen Augen, „nicht solchen Gefahren sollte er sich aussetzen, nicht so lange der einsamen Mutter den Sohn rauben."

„Und glauben Sie, daß es Ihnen möglich gewesen wäre, ihn zurückzuhalten?" fragte die Majorin ruhig. „Was Kurt einmal sich vorgenommen hat, das führt er auch aus, jeder Widerspruch bestärkt ihn nur in seinem Entschluß."

„Und er hat diese lange, beschwerliche Reise meinetwegen unternommen", sagte Elfriede leise.

„Ja, das hat er", erwiderte die Majorin, „und nun es geschehen ist, freut's mich, daß er es gethan hat."

Elfriede senkte erglühend die Wimpern, aber in der nächsten Minute lag sie an der Brust der alten Dame und aus ihren thränenfeuchten Augen leuchtete unsagbares Glück.

„Hast Du nicht gelesen, theures Kind, was er am Schlusse seines Briefes mir schreibt?" fragte die Majorin tief bewegt. „Ich soll Dich für ihn hüten und bewahren wie einen kostbaren Schatz, den er bei seiner Heimkehr vor mir zurückfordern will."

„Was fürchtet er?" erwiderte Elfriede, und wieder übergoß Purpurgluth ihr feines Antli. „Weiß er denn nicht, daß ich seit Jahren ihn geliebt habe, und daß ich ihn lieben werde, so lange ich lebe? Wie darf ihm bangen, daß ich ihn vergessen und einem Anderen angehören könne?"

„Ich wußte es", sagte die alte Dame, indeß sie liebkosend über das Haar des Mädchens strich, „ich habe Dir längst in's Herz geschaut, ehe Du es ahntest. Laß es ein Geheimniß zwischen uns bleiben, bis Kurt heimgekehrt ist."

Elfriede entwand sich sanft den Armen der Majorin, das Lächeln des Glückes verschwand von ihren Lippen.

„Wann wird er heimkehren?" fragte sie.

„Ja, das kann freilich noch lange dauern, es kommt eben darauf an, welchen Erfolg seine Nachforschungen haben werden."

Elfriede schüttelte betrübt den Kopf. „Seine Nachforschungen können keinen Erfolg haben", sagte sie niedergeschlagen, „da der Doktor Winter uns ja die Nachricht von dem Tode meines Bruders gebracht hat!"

„Lieber Himmel, daran hatte ich nicht mehr gedacht," erwiderte die Majorin betroffen. „Hätten wir ihm doch sofort diese Nachricht telegraphirt. Das ändert ja die Sachlage, die Reise ist ganz vergeblich."

„Und jetzt leider nicht mehr zu verhindern."

„Ich werde sofort an Kurt schreiben", fuhr die alte Dame erregt fort, „der Brief muß ihm so rasch wie möglich nachgeschickt werden!"

„Und wo wird dieser Brief ihn antreffen?" fragte Elfriede, während sie noch einmal das Schreiben Kurts entfaltete.

„Freilich erst in Afrika, und ist Kurt einmal dort, wer weiß, ob er dann nicht trotz dieser Nachricht sein Vorhaben ausführt. Er ist in diesem Punkte sehr eigensinnig, und da er nicht persönlich mit dem Doktor Winter geredet hat, so wird er vielleicht meinen Mittheilungen keinen Glauben schenken."

Der Blick Elfriedens ruhte sinnend auf dem Schreiben, das sie wiederum und zwar mit größerer Aufmerksamkeit gelesen hatte.

„Der Brief enthält Manches, was mit den Mittheilungen Winter's nicht so ganz übereinstimmt", sagte sie. „Nach den Aussagen des Letzteren soll Eduard gleich nach der Landung an der Küste gestorben sein, der Matrose hingegen behauptet, er befinde sich im Innern Afrika's."

Die Majorin schritt auf dem weichen Teppich langsam auf und nieder.

„Vielleicht verwechselt der Matrose Deinen Bruder mit dem Doktor Winter", erwiderte sie. „Winter behauptet ja, er sei einige Zeit im Innern Afrika's gewesen, dort mag der betreffende Matrose mit ihm zusammengetroffen sein. Ueberhaupt ist es noch fraglich, ob dieser Matrose dem geretteten Schicksalsgefährten persönlich begegnet ist, oder ob er die Rettung desselben nur durch Hörensagen erfahren hat."

Elfriede wiegte zweifelnd das Haupt.

„Ich finde da noch einen zweiten Punkt, der mich einigermaßen mißtrauisch macht", sagte sie. „Eduard soll unter seinen Kameraden keine Freunde gehabt haben und nicht beliebt bei ihnen gewesen sein. Doktor Winter behauptet das Gegentheil —"

„Das sind Kleinigkeiten, die nach meinem Dafürhalten gar nicht in die Wagschale fallen. Der Matrose mag darüber von seinem Standpunkte aus anders urtheilen, für die Thatsache selbst hat sein Urtheil keinen Werth."

„Ich möchte dieser Behauptung doch nicht so ohne Weiteres beipflichten", erwiderte Elfriede ernst, „Doktor Winter hat auch auf andere Personen keinen Vertrauen erweckenden Eindruck gemacht."

„Hat er Deinem Vater nicht die Uhr und den Ring Deines Bruders gebracht? Und ist dies nicht ein untrüglicher Beweis der Wahrheit seiner Mittheilungen?"

„Ich kann das freilich nicht leugnen, und dennoch weckt dieser Brief wieder Zweifel in meiner Seele —"

„Die nach meiner Ueberzeugung keine Begründung haben", unterbrach die Majorin sie. „Ich werde Kurt Alles ausführlich mittheilen, ihn auch die geforderte Summe schicken, wir müssen es dann ihm überlassen, was er thun will."

Sie nahm vor ihrem Schreibtische Platz und traf mit der ihr eigenen Ruhe die nöthigen Vorbereitungen, und Elfriede glaubte nun den Heimweg wieder antreten zu müssen, damit die alte Dame ungestört ihre Gedanken zu Papier bringen konnte.

Die Majorin hielt sie nicht zurück, fühlte sie doch selbst das Bedürfniß, allein zu sein. Sie reichte ihr die Hand und versprach lächelnd, ihrer in dem Briefe zu gedenken.

Elfriede befand sich in erregter Stimmung, als sie das Haus verließ.

Mochte die alte Dame sagen, was sie wollte, der Brief Kurts enthielt doch Manches, was mit den Aussagen Winter's im Widerspruch stand. Auch der Zweifel Eugeniens mußte Elfriede jetzt wieder gedenken, sie beschloß nun auch, den Doktor zu beobachten und jede Gelegenheit zu benützen, ihn durch verfängliche Fragen in die Enge zu treiben; aber daneben hielt sie es auch für rathsam, wenigstens einstweilen über den Inhalt jenes Briefes zu schweigen und ihr Mißtrauen Niemandem zu verrathen.

Sie wanderte langsam am Rheinesufer entlang; nach Clemensruh führte eine Allee, die der Verschönerungsverein des Städtchens vor einigen Jahren angelegt hatte.

Die Linden waren freilich noch jung, aber sie boten schon genügenden Schatten, und die Bänke, die hie und da zwischen ihnen standen, waren so aufgestellt, daß man von ihnen aus freie Aussicht auf den breiten, unaufhörlich vorüberrauschenden Strom hatte.

Oft hatte Elfriede hier gesessen, in Träume versunken, indeß ihr ganzes Denken bei dem Geliebten weilte, den stündlich die Kugeln des Feindes bedrohten; sie nahm auch in dieser Stunde hier Platz, um ernst und ruhig über die empfangenen Nachrichten und deren mögliche Tragweite nachzudenken.

Aber in ihrem Sinnen und Grübeln sollte sie bald gestört werden, schon nach wenigen Minuten ließ eine schwarz gekleidete Dame sich neben ihr nieder.

Elfriede hatte stets Mitleid mit der Försterswittwe empfunden, trotzdem sie den Haß dieser Frau gegen ihren Vater kannte, dessen Ursache sie nicht ergründen konnte, aber in diesem Augenblick war ihr die Gesellschaft der Frau Brinkmann unangenehm und schon wollte sie mit einem kurzen Gruße sich erheben, als rauhe Worte ihr geboten, zu bleiben.

Befremdet blickte Elfriede die Wittwe an, die Fülle des Hasses, die aus den dunklen, tiefliegenden Augen ihr entgegen leuchtete, flößte ihr Entsetzen ein.

„Was haben Sie mir zu sagen?" fragte sie. „Ich weiß, daß Sie meinen Vater mit Ihrem Haß verfolgen —"

„Ich verlange nur Vergeltung", unterbrach Frau Brinkmann sie, „die Erfüllung dieses gerechten Verlangens kann allein meinen Haß tilgen."

Vergeltung? Wofür?"

„Für die Vernichtung meines Glückes!"

„Ich verstehe das nicht," sagte Elfriede kopfschüttelnd. „Ich weiß wohl, daß ein schwerer Schicksalsschlag vor vielen Jahren Sie getroffen hat, aber —"

„Ich habe niemals Theilnahme von Ihnen gefordert", unterbrach Frau Brinkmann sie mit schneidendem Hohne, „von der Tochter des Mannes, der mich so elend gemacht hat, will ich kein Wort des Mitleids hören. Zwischen uns liegt ein Grab, das uns für immer trennen muß!"

„Das ist Wahnsinn!" rief Elfriede entsetzt; aber sie konnte nicht fliehen, die magere, knochige Hand der Wittwe hielt ihren Arm fest umklammert.

„Wahnsinn?" wiederholte sie. „Ich hätte wahnsinnig werden müssen, wenn nicht der Gedanke an die Rache mir den Verstand erhalten hätte! Und die Vergeltung ist nun nahe, das dunkle Räthsel wird endlich gelöst werden und die Wahrheit an den Tag kommen."

„Das kann ja für Sie nur wünschenswerth sein", sagte Elfriede, „aber was habe ich damit zu thun?"

„Es wird eine Zeit kommen, in der Sie nicht mehr so hochmüthig sind", erwiderte Frau Brinkmann, und ihre Stimme hatte Aehnlichkeit mit dem Zischen einer Schlange, „denken Sie an diese Stunde!"

„Ich werde um Hilfe rufen —"

„Unsinn, wer sollte Sie hören? Mein armer Mann hat hier auf derselben Stelle auch um Hilfe gerufen, er mußte trotzdem sterben. Fünfzehn Jahre sind seitdem vergangen, und jetzt erst ereilt den Mörder das Gericht, denselben Mann, den ich vom ersten Tage an als den Mörder bezeichnete."

Elfriede hatte noch immer keine Ahnung davon, daß diese Worte ihrem eigenen Vater galten, sie war empört über das Benehmen dieser Frau, gewaltsam suchte sie ihren Arm zu befreien, den die Wittwe noch immer mit eisernem Griffe festhielt.

„Was kümmert denn das Alles mich?" sagte sie entrüstet. „Ich muß Sie bitten, mich damit zu verschonen —"

„Was das Sie kümmert?" unterbrach Frau Brinkmann sie höhnisch. „Fragen Sie Ihren Vater, der wird's Ihnen sagen können, der weiß ganz genau, wer meinen Mann ermordet hat. Ein Menschenleben für das Leben eines elenden Hundes! Es klingt unglaublich und doch ist es wahr!"

Starr blickte Elfriede sie an, sie erinnerte sich, daß der ermordete Förster aus persönlichem Haß den Lieblingshund ihres Vaters erschossen hatte, jetzt verstand sie den furchtbaren Sinn dieser Worte.

Aber ehe sie Zeit fand, eine Antwort darauf zu geben, die jedenfalls den Haß der Wittwe noch gesteigert hätte, stand der Doktor Bitter an ihrer Seite.

„Ich muß Sie bitten, mir gegen diese Frau beizustehen, Herr Doktor", sagte sie mit zitternder Stimme, „ich kann nur annehmen, daß Wahnsinn ihr die Worte diktirt hat, mit denen sie mich und meinen Vater beleidigte."

„Wer könnte denn Ihren Vater noch beleidigen?" erwiderte die Wittwe höhnisch. „Wenn er auch jetzt noch ein Ehrenmann genannt wird, so weiß ich doch besser, daß er es nicht ist, und bald wird's auch die ganze Stadt erfahren."

„Ich glaube wahrhaftig, Frau Brinkmann, daß Euer Verstand gelitten hat!" sagte der Doktor ärgerlich, „man hat Euch bisher Eure verrückten Ideen hingehen lassen, weil man sie ungefährlich hielt und Mitleid mit Euch empfand. Aber wenn Ihr jetzt so weit geht, Euren Haß gegen den General auf offener Straße auszuposaunen, dann wird es Zeit, Eurer bösen Zunge einen Zaum anzulegen."

Ein verächtliches Lächeln umzuckte die schmalen, farblosen Lippen der Wittwe.

„Warten Sie nur noch einige Tage, dann werden Sie anders reden", erwiderte sie, das Haupt trotzig zurückwerfend. „Der Richter hat mich schon verhört, er erkannte meine Verdachtsgründe an, und so weit ich diesen Herrn kennen gelernt habe, glaube ich nicht, daß es dem General gelingen wird, ihn zu bestechen."

„Wollen Sie denn mit aller Gewalt in's Irrenhaus?" rief der Doktor wüthend, aber die Frau hörte ihn nicht mehr, sie schritt rasch von dannen.

„Ist das wirklich Wahnsinn, oder glaubt sie selbst an diesen entsetzlichen Verdacht?" fragte Elfriede, zitternd vor Erregung.

Der Doktor zuckte die Achseln und stieß dabei mit seinem Rohrstock heftig auf den Boden.

„Eine fixe Idee ist es allerdings", erwiderte er, „in allen übrigen Dingen ist die Frau ganz vernünftig. Vielleicht hätte diese Idee nicht so feste Wurzel gefaßt, wenn nicht andere Leute so unklug gewesen wären, sie darin zu bestärken und sie immer wieder aufzuhetzen."

„Aber wie ist das möglich —"

„Mein liebes gnädiges Fräulein, grübeln Sie darüber nicht nach, eine seltsame Verkettung verschiedener Ereignisse hat diesen Verdacht in der Seele dieser unglücklichen Frau geweckt und solche Naturen fragen nicht lange, ob Gründe den Verdacht unterstützen. Beunruhigen Sie sich weiter nicht darüber, was die Frau Brinkmann über diesen Punkt auch sagen mag, Niemand schenkt ihr Glauben, man kann sie getrost schwätzen lassen. Ihrem Herrn Vater geht's ja bedeutend besser, wie er sagt, seine gute Natur hat sich da noch einmal selbst geholfen, aber der Anfall wird von Zeit zu Zeit immer wiederkehren, wenn er sich nicht zu einer gründlichen Kur entschließt."

„Und worin bestände die?" erwiderte Elfriede, während sie an der Seite des Doktors langsam der Villa zuschritt.

„Es wäre gut, wenn er noch in diesem Sommer nach Wiesbaden gehen wollte."

„Dazu wird er sich nicht entschließen können."

„Dann kann ich ihm auch nicht helfen", polterte der Doktor heraus. „Wir sind darüber einander schon oft in die Haare gerathen, und es war längst meine Absicht, ihn gar nicht mehr zu besuchen, aber mein gutes Herz trieb mich doch immer wieder hin. Und wissen Sie, was er mir heute Morgen sagte? Ein einfaches Hausmittel habe ihn kurirt, und das Beste dabei sei, daß er bei diesem Hausmittelchen leben könne, wie es ihm beliebe."

„Ich glaube, die Frau Heß hat ihm die Kräuter gebracht", sagte Elfriede, vor dem Thore der Villa stehen bleibend. „Und daß sie ihm geholfen haben, läßt sich gar nicht in Abrede stellen."

„Hat diese Quacksalberin wieder ihre Hände im Spiel?" rief der Doktor ärgerlich. „Es ist wahrhaftig Zeit, daß ihr endlich einmal das Handwerk gelegt wird, und dafür werde ich jetzt sorgen!"

Elfriede erschrak über diese unerwartete Wirkung ihrer Worte, deren Tragweite sie freilich nicht überlegt hatte, sie wollte den erbitterten Doktor zurückhalten, aber sie fand keine Zeit dazu, mit einem flüchtigen Gruß war er rasch von dannen geschritten.

7.

Der General war empört über das Benehmen und die Aeußerungen der Frau Brinkmann, die Elfriede ihm nicht verschweigen zu dürfen glaubte.

Er kannte den glühenden Haß dieser Frau, er wußte auch, welchen furchtbaren Verdacht sie gleich nach dem Tode ihres Mannes auf ihn geworfen hatte, aber daß sie noch jetzt, nach einem Zeitraum von fünfzehn Jahren, diesen Verdacht öffentlich äußerte und sogar seine eigene Tochter damit verfolgte, das mußte ihm die Galle in's Blut treiben.

Es war am Tage nach dieser Begegnung, als der General seinem Burschen befahl, die schwarze Dame in's Haus zu führen, sobald sie in ihrer gewohnten Weise wieder am Gitter der Villa erscheine; sollte sie aber sich weigern, der Aufforderung Folge zu leisten, so wollte der General selbst hinausgehen, um draußen mit ihr zu reden. —

Mochte nun der Doktor Recht haben, wenn er sagte, die kernfeste Natur des alten Herrn habe sich selbst geholfen, oder hatten die Hausmittel der Frau Heß das Leiden beseitigt — genug, der General fühlte sich von Tag zu Tag wohler, und er war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß er dies nur der Frau Heß verdanke.

Er konnte jetzt wieder den Sessel verlassen und eine kurze Strecke gehen, wenn er auch dabei sich auf den Stock stützen mußte; das war wenigstens schon ein bedeutender Fortschritt, und die Frau Heß gab ihm dabei die Versicherung, daß die Genesung binnen wenig Tagen vollständig sein würde.

Da konnte es denn Niemand befremden, wenn der General heute die dürftig gekleidete Frau mit der größten Freundlichkeit empfing, hing doch jetzt allein von ihrem Wohlwollen für ihn die gänzliche Befreiung von einem schmerzhaften Leiden ab.

Die alte Frau brachte wieder einige Packete frischer Kräuter, über deren Gebrauch sie ihren Patienten in kurzer und bündiger Weise unterrichtete, dann ließ sie den stechenden Blick forschend durch das Zimmer schweifen.

„Jede Krankheit hat ihre Ursache", sagte sie in ihrer harten trockenen Weise, „beseitigt man die Ursache, so wird dadurch einer Wiederholung der Krankheit vorgebeugt."

„Das ist ebenso wahr als verständig", nickte der General, „es liegt auf der Hand, aber die studirten Herren denken nicht an das Einfache, sie haben für Alles einen lateinischen Namen und ihre theuren Mixturen."

Ein Lächeln der Geringschätzung glitt über das hagere Gesicht.

„Was hilft denn das Studiren!" fuhr sie fort, „die Herren müssen darum doch rathen, wo die Krankheit sitzt. Aber um auf die Ursache zurück zu kommen, haben Sie feuchte Wände in Ihrem Hause?"

„Gott bewahre!"

„Sie haben vielleicht noch nicht darauf geachtet, Herr General, möglicherweise würden Sie es auch nicht einmal bemerken, weil Sie die Merkmale nicht kennen."

„Sapperment, nein", erwiderte der General. „Bekümmert habe ich mich allerdings wenig darum, aber ich würde es trotzdem bemerkt haben."

„Ich glaube es nicht", sagte die Frau ruhig, „ich habe schon in vielen Häusern die Erfahrung gemacht, daß die Leute von ihren feuchten Wänden keine Ahnung hatten. Und ein feuchtes Schlafzimmer ist sehr gefährlich, Herr General, namentlich für diejenigen, welche zu Gicht und Rheumatismus neigen. Wenn Sie mir erlauben wollen, einmal nachzusehen, so werden Sie darüber Gewißheit erhalten, ich habe nun die Kur übernommen und möchte sie auch gründlich durchführen."

„Ich kann Ihnen dafür nur dankbar sein", erwiderte der General, indem er die silberne Schelle, die vor ihm stand, in Bewegung setzte, „mein Bursche soll Sie durch alle Räume führen und Ihnen über Alles, was Sie zu wissen wünschen, Auskunft geben."

Peter war inzwischen schon eingetreten, der General gab ihm den nöthigen Befehl und die Beiden verließen den Gartensaal. Frau Heß wünschte alle Räume des Hauses zu besichtigen.

„Wenn das Schlafzimmer, wie ich vermuthe, feucht ist, so muß ich doch wissen, welche andere Stube ich dem General anweisen soll!" sagte sie.

„Aber ich kann Sie doch nicht in die Zimmer der gnädigen Frau führen!" warf der Bursche ein.

„Weshalb nicht?"

„Ei, ich will mir die Finger nicht verbrennen!"

Das Weib zog die buschigen Brauen finster zusammen, ein böser Zug umzuckte ihre Mundwinkel.

„Fürchten Sie, daß die gnädige Frau mir die Thüre zeigen wird?" sagte sie. „Ich glaube doch, auf Dank in diesem Hause Anspruch machen zu dürfen. Aber ich will darauf verzichten, geben Sie mir nur an, wo die Zimmer liegen, ich will die Damen durchaus nicht stören."

Im Erdgeschoß der Villa lagen außer dem Gartensaale und dem Musikzimmer die Küche, das Speisezimmer und die Gesindestube; Frau Heß warf nur einen flüchtigen Blick in diese Räume, dann folgte sie dem Burschen die Treppe hinauf.

Einen großen Theil des oberen Stockes nahm der sehr elegant ausgestattete Salon ein, neben diesem lag an der einen Seite das Boudoir der Damen, an der anderen Seite das Rauch- und Arbeitszimmer des Generals.

Frau Heß schien sich für die Waffen und Pfeifen des alten Herrn sehr zu interessiren, sie betrachtete sie lange und widmete dann ihre Aufmerksamkeit dem soliden Schreibsekretär und den Bücherschränken.

„Wenn wir das hätten, was in dem Sekretär liegt!" sagte der Bursche und über sein breites, rothes Gesicht glitt ein pfiffiges Lächeln.

„Ist es so viel?" fragte die Frau gleichgiltig.

„Na, wir Beide hätten für unser ganzes Leben genug."

„Baares Geld?"

„Ja, auch baares Geld", nickte Peter, „Aktien und Staatspapiere; Goldsachen und Edelsteine, o, der Herr General ist ein sehr reicher Mann, reicher, wie die Leute glauben."

„Und das Alles liegt in dem Schrank hier?"

„Alle Schubladen sind voll."

(Fortsetzung folgt.)

Detlev von Liliencron.

Wie bereits der Telegraph meldete, ist der Dichter Detlev von Liliencron gestorben. Besonders durch seine soldatisch kräftigen und koloristisch fesselnden Gedichte hat er sich als moderner Lyriker Anklang zu verschaffen gewußt. Alle seine Vorfahren waren Pflugeisenfürsten im östlichen Schleswig. Bis auf den Großvater des Poeten war der Besitz dieses Uradels groß. Mit seinem Tode ging er jedoch an eine Seitenlinie über und Detlevs Vater mußte sein Brot als königlich-dänischer Beamter verdienen. Er stand im Zolldienst zu Kiel, als der Dichter am 3. Juni 1844 geboren wurde. Seine Mutter war die Tochter eines amerikanischen Generals von Harten, dessen Vorfahren einst in den bremischen Landen angesessen waren. Es waren beides herrliche Menschen — sein Vater ein Nobelmann vom Kopf bis zum Fuße, wie aus einem Ahnenbild herabgestiegen; seine Mutter eine zarte, phantasiereiche Frau, deren Schwärmerei für Poesie in ihrem Sohne als kraftvolle poetische Begabung wieder auflebte.

Das Kind ist des Mannes Vater. Detlev strich als Knabe am liebsten einsam im Wald und Feld umher, abenteuerlichen Phantasien nachhängend. Die tiefe, schwellende Kraft, die in seiner Seele gebunden lag, gewann hier zum ersten Male Form: in dem glühenden Wunsch, Wilddieb, Räuberhauptmann, Korsarenkapitän, Condottiere zu werden. Von den Guckkästen auf den Jahrmärkten war er nicht wegzubringen: die primitiven Schlachtenbilder oder Ansichten eines Stadtbrandes versetzten sein Gemüth tagelang in stärkste Aufregung. Seine Kindheit fiel in eine erregte Zeit: die Empörung seiner Heimath gegen Dänemark loderte auf und wurd brutal erstickt. Als er heranwuchs, wurden Kriegshelden, wie Schill, seine Ideale. Er träumte davon, seine Heimath zu befreien und beschloß, Soldat zu werden, da sein Vater sich als Landeskind auf die Seite Schleswig-Holsteins gestellt hatte, in Preußen.

Aus dem träumerischen Knaben wurde ein flotter, prächtiger Offizier, dessen Lebensfreude oft überschäumte. Er lernte eine größere Welt kennen: durch sieben Provinzen und siebzehn Garnisonen führte ihn die Soldatenzeit. Aber sie führte ihn nicht bloß durch Rosentage, sie führte ihn auch in Schlacht und Krieg, sowohl 1866, wie 1870—71. Schon damals war er Dichter. Hundert Stellen in seinen grandiosen Schlachtenbildern bezeugen, daß er schon damals alle Ereignisse vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtete. Aber wozu sollte er reimen? Er empfand wahrlich nicht das Bedürfniß, sich mit Poesieschreiben ein Leben zu vergolden, das an sich schon Poesie nach seinem Sinne war.

Bis er eines Tages auf der grauen Straße stand, als Civilist. „Schulden und Wunden halber," wie er schreibt, hatte er den Abschied nehmen müssen. Ihm mag zu Muthe gewesen sein, wie einem Fische, den der Angler ans Ufer gezogen hat. Und an dessen Anschnellen und Zurückfallen erinnern seine nächsten Versuche, sich ein neues Dasein zu gründen. Allermeist hat es ihn vielleicht getrieben, die bildnerische Kraft und Leistung des Menschen an der nährenden Erde zu erproben. Doch ein Junkerdasein konnte er nicht führen. Die Hoffnung, in die amerikanische Armee einzutreten, in der es sein Großvater bis zum General gebracht hatte, erfüllte sich nicht. Als er von Amerika zurückgekehrt war und in Hamburg allerlei Andenken an die Militärzeit durchmusterte, überwältigte ihn die Erinnerung derart, daß er auf die Rückseite einer Photographie plötzlich vier Zeilen schrieb.... Sie reimten sich, es waren Verse! Das war der Augenblick, in dem der Dichter in Liliencron die Augen aufschlug. Und schließlich machte er doch von seinem Civilversorgungs-Berechtigungsschein Gebrauch: er wurde Hardesvogt auf Pellworm, dann Kirchspielvogt in Kellinghusen. Wie schwer mag sich sein heißblütiges Temperament an die große Stille der Heimath an ihre langsam denkenden und langsam sprechenden Bewohner gewöhnt haben! Die Nordsee und die Heide boten ihm Trost und Zerstreuung; wieder wurde der einsame Wanderer, der er als Knabe gewesen war und sog seine Seele voll von dem Heimathzauber. Auch die einfachen Landleute gewann er lieb. Und der Ueberschuß an Kraft, den der Bureaudienst ihm ließ, die Ueberfülle der in ihm gährenden Empfindungen entlud sich in — Versen. Die Adjutantenritte entstanden. Aber gerade sein neuer Dichterberuf verleidete ihm das ohnehin unliebe Beamtendasein vollends. Seine Gedanken vermochte er der Enge des Kleindienstes nicht zu subordiniren. Und so machte er eines Tages ein Ende und stand wieder auf der Straße, einen neuen Daseinskampf beginnend, der schwerer war als alles Vorhergegangene. Erst vor einigen Jahren endete dieser Kampf: durch kaiserliche Unterstützung wurde ihm das Leben erträglicher gestaltet.

Liliencron entdeckte seinen Dichterberuf in dem Augenblick, in dem er nach langer Abwesenheit zu dauerndem Aufenthalt in seine Heimath Schleswig-Holstein zurückkehrte. Unleugbar hat ihre Natur großen Einfluß auf seine Entwicklung ausgeübt. Er liebte sie mit einer Treue und Innigkeit, die ergreifenden Ausdruck in seinen Versen gefunden haben. Die schlichte Schönheit ihrer Landschaften beschwichtigte sein wildes Herz; nimmer müde ward er, ihr in das stille, mütterliche Antlitz zu schauen. Er wußte sie auch zu schelten, wenn sie gar zu melancholisch dreinschaute, aber gerade in diesen Versen zeigte sich seine Hingebung fast am meisten. Aus allen seinen Versen klingt es hervor: „Das ist Schleswig-Holstein, unsere geliebte, vergötterte Heimath, an der wir mit Leib und Seele hängen, auf die wir so stolz sind, die wir nie müde werden, anzuschauen und zu besingen." Aber alle diese Verse sind ganz ohne Pathos, ohne unnatürliche Empfindung, sondern nur, als wenn es sich um Selbstverständliches handle, was jeder erste und beste ebenso gut sagen könnte und müßte. Besonders waren es die wilde, tobende Nordsee und die Tiefeinsamkeit der Heide, die es ihm angethan haben. Da steht er auf dem Deich, regungslos; da lehnt er an einem Fichtenstamm und spricht mit der Heimath — und wir sehen sein Antlitz mit dem zugleich gesammelten und unendlich gespannten Ausdruck des Inspirirten vor uns. Aber es ist nicht nur ihre Natur, es ist auch die Geschichte der Heimath, die es ihm angethan hat. Wunderbarer Weise war die Vergangenheit Schleswig-Holsteins, trotzdem sie so gestaltenreich und farbenprächtig ist, völliges Neuland für die Poesie. Er hat sie u. a. in einer Reihe von meisterhaften Balladen behandelt. Doch hier kam ihm schon seine adelige Abstammung zu gute. In adeligen Kreisen wird die Ueberlieferung sorgsamer lebendig gehalten; Ahnenbilder, Waffen, Chroniken sind Zeugen aus alter Zeit; die Vorfahren sind bis in graue Zeit zurückzuverfolgen, u. ihre Thaten erfüllen den späten Nachfahr mit Ehrfurcht, Stolz und dem Vorsatz, ihnen nachzueifern. Kommt eine so eigenartige Familiengeschichte hinzu, wie sie die Ahlefelds, die Thienens und die Liliencrons aufzuweisen haben, auf deren Blättern auch die buntbewegte dänische Geschichte veranaener Zeiten eine Rolle spielt, so ist eine furchtbare Beeinflussung der Phantasie des Dichters um so eher zu erklären. Von seinen Vorfahren überkommen ist ihm auch seine aristokratische Weltanschauung, die er so wenig revisionsbedürftig fand, daß er sich nach ihr auch eine entsprechende Kunstanschauung bildete. Daß seine Offizierslaufbahn die Dichtung Liliencrons um zahlreiche neue Anschauungen und Beariffe bereichert hat, liegt zu klar auf der Hand, als daß man darauf näher einzugehen braucht.

Nur immer gemüthlich.

„Ach, von heute ab bin ick Schtrohwittwer, denn meine Olle haben se uff vier Wochen injespunnen!"

Jedermann ist bereit, anderen zu helfen, wenn ihm anderer Leute Geldmittel zur Verfügung stehen.

* * *

Eine gute Gelegenheit ist ein halbes Glück.